

# Wie man mit Strafen den Kindern schadet

Sonne und Wolke für gutes oder schlechtes Verhalten sind vielerorts in Mode. Doch sind solche Systeme mit Regeln und Bestrafungen häufig kontraproduktiv. Sie schüchtern ein oder verfestigen unerwünschtes Verhalten, **schreibt Theresia Müller**

Unsere Tochter erzählte im ersten Kindergartenjahr mehrmals wöchentlich vom störenden Verhalten eines Bubens – nennen wir ihn Hans. Er schlug andere Kinder, zerstörte Material und verunmöglichte oft einen geordneten Verlauf geplanter Vorhaben. Die erfahrene Kindergärtnerin drohte, ermahnte, versetzte und strafte. Nichts half. Nicht nur der Lehrerin, sondern auch den anderen Kindern setzten die Störungen sowie die Eindämmungsversuche zunehmend zu.

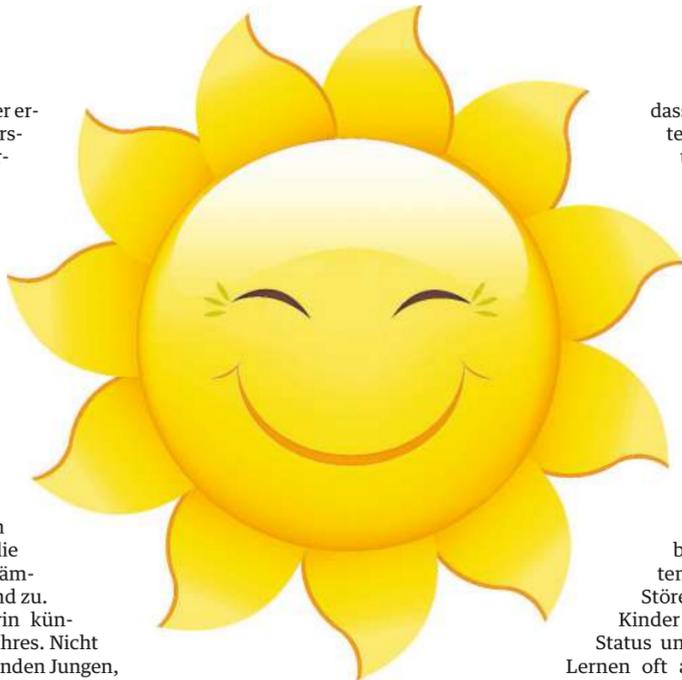
Die Kindergartenlehrerin kündigte auf Ende des Schuljahres. Nicht wegen dieses herausfordernden Jungen, aber vielleicht haben auch diese Erfahrungen beschränkter Wirksamkeit zu Ermüdungen beigetragen. Wir bedauerten den Abgang der engagierten Lehrerin sehr, und konnten uns entsprechend kaum auf die neue Stelleninhaberin freuen.

Bereits in der ersten Schulwoche kam unsere Tochter nach Hause und erzählte: «Wäisch, de Hans, de leerts jetzt ebe.» Da schien offensichtlich ein neuer Wind zu wehen. Und von diesem Tag an haben wir nie mehr von Schwierigkeiten oder Sanktionen gehört. Hans hat es gelernt.

Lehrpersonen geraten im Schulalltag immer wieder in Situationen, in denen sie mit ihrem Latein am Ende sind und Kinder, die sich nicht an vereinbarte Regeln halten, für ihre Störungen bestrafen. Es ist zunehmend zur Selbstverständlichkeit geworden, dass Lehrpersonen über ein Belohnungs- und Bestrafungssystem verfügen, um erwünschtes Verhalten zu forcieren. Kinder, die dreinschwatzen, fluchen, schlagen oder Hausaufgaben nicht erledigen, müssen eine Murre, einen Batzen oder Stein abgeben, oder ihre Namenskarte wandert an der Tafel vom Platz an der Sonne in den bewölkten, den bedeckten, den regnerischen oder gar den stürmischen Himmel. Durch Wohlverhalten können die Betroffenen ihrem Namen wieder aus dem Schlechtwetterbereich in trockenere oder gar sonnige Regionen verhilfen.

Meist sind es stets die Gleichen, denen immer wieder gedroht wird und die mit definierten Strafen zur Einsicht gebracht werden sollen. Sie müssen anstelle der Sportstunde einen Text abschreiben, am freien Nachmittag dem Hauswart helfen, ihre Eltern werden nach einer bestimmten Anzahl Verfehlungen telefonisch informiert oder zu einem Gespräch vorgeladen, oder das Fehlverhalten wird gar im Zeugnis mit einem «Genügend» oder «Ungenügend» verewigt.

Einige Kinder sind durch die zahlreichen Sanktionen bald abgestumpft und zucken kaum noch mit den Schultern, wenn ihr Name wieder Richtung Blitz und Donner abrutscht. Vereinzelt brüsten sie sich sogar mit der Anzahl ihrer «Einträge». Es berührt sie nicht mehr, wenn sie das Elternkontaktheft vorlegen müssen, um den drohenden Zeugniseintrag zu Hause unterschreiben zu lassen. Sie finden sich damit ab, wenig schulkompatibel zu sein, und verlagern ihren Ehrgeiz auf den Pausenhof oder in ihre Clique. Andere fürchten sich derart davor, einen Stein abliefern zu müssen,



dass sie ein überangepasstes Verhalten entwickeln und alles daransetzen, den Unmut der Lehrperson nicht auf sich zu lenken. Passiert es trotzdem einmal, vergessen sie den einschneidenden Moment nicht mehr.

Strafen enthalten auch eine taxierende und zuordnende Botschaft, die Verhalten verfestigt. Ähnlich wie Noten machen sie sichtbar, wer brav und wer verhaltensauffällig ist. Die als Störenfriede markierten Kinder verinnerlichen ihren Status und werten Schule und Lernen oft ab. Jacob Kounin erkannte in den 1970er Jahren, dass Zurechtweisungen, Ermahnungen und Strafen Einzelner alle Anwesenden erreichen und als sogenannte «Welleneffekte» das Klassenklima trüben, was ihn zur Erforschung von Gelingensfaktoren einer störungsarmen Klassenführung veranlasste. Bestrafungssysteme können also nicht nur bei den Betroffenen, sondern bei allen Kindern Einschüchterung, Angst oder Ablehnung auslösen, die Beziehung zur Lehrperson belasten und das Klima beeinträchtigen. Ein hoher Preis, der auch die Lehrperson viel Schwung, Energie und Freude kosten kann.

Statt sich aus Einsicht sozialkompatibel zu verhalten, lernen Heranwachsende also, ihr Verhalten auf Anreize auszurichten und sich den Vorstellungen der Mächtigen gehorsam anzupassen. Statt Vernunft und die Fähigkeit zum Perspektivenwechsel, steuern die Aussicht auf Belohnung und die Angst vor Strafe das Handeln. Mit Folgen auch für das ausserschulische und spätere Leben. Wer das Prinzip des Strafens verinnerlicht, tendiert vermutlich dazu, auf Schwarzfahren im öV oder überhöhte Geschwindigkeit auf den Strassen nicht deshalb zu verzichten, weil er oder sie den Anspruch der Verkehrsbetriebe als legitim oder den Schutz der Fussgängerinnen als Verantwortung erachtet, sondern weil eine Busse droht.

Viele Studierende an den Pädagogischen Hochschulen stehen im Dilemma: Aufgrund ihres psychologischen Wissens und ihrer humanistischen Grundhaltung ist es ihnen ein Anliegen, eine gute Klassenführung ohne Strafen und entsprechende Beeinträchtigung des Unterrichtsklimas zu erreichen. Andererseits erleben sie in ihren Praktika ausgeklügelte Systeme, die unerwünschtes Benehmen von Kindern sanktionieren.

In der ratgebenden Klassenführungsliteratur wird Lehrpersonen empfohlen, Regeln zu kommunizieren oder mit der Klasse gemeinsam zu vereinbaren. Doch

genau damit wird die Sache anspruchsvoll. Wenn nämlich Kinder diese Regeln nicht einhalten oder nicht einhalten können, entsteht ein Konflikt, den Lehrpersonen aufgrund des Machtgefälles mithilfe von Sanktionen zu gewinnen versuchen.

Eine Lehrperson ist immer «im Recht», wenn sie auf die vereinbarte, nicht eingehaltene Regel verweisen kann. Nicht nur sie, auch das betroffene Kind und die unbeteiligte Klasse, erachten die Strafe als Folge der Regelübertretung mit hoher Wahrscheinlichkeit als gerechtfertigt.

Ist sie das wirklich? Wie bereits erwähnt, sind es in der Praxis meist immer dieselben Kinder, die rumhampeln, reinrufen, die Hausaufgaben vergessen oder Konflikte mit der Faust lösen – und mit ihrem Verhalten immer wieder anecken. Für sie macht das gezeigte Verhalten aufgrund ihrer Persönlichkeit sowie ihrer individuellen Geschichte letztlich Sinn. Regeln stellen die Legitimationsgrundlage dar, um diesen Kindern zahlreiche Beweise ihrer Unfähigkeit und ihres Nichtgenügens zu liefern. Und das prägt.

Strafen stellen längst nicht sicher, dass das erwartete Verhalten zukünftig erfolgreich umgesetzt werden kann. Wenn Kinder noch kaum lesen oder Rechenoperationen nicht nachvollziehen können, fühlt sich eine Lehrperson verpflichtet, ihnen ihre Unterstützung zukommen zu lassen. Genauso brauchen Kinder, welche schulisches Verhalten noch nicht erbringen können, eine wohlwollende und kleinschrittige Lernbegleitung. Sie brauchen die Möglichkeit, Verhalten zu lernen und zu trainieren.

Carol Dweck unterscheidet zwischen einem *fixed mindset*, in dem Leistungen erwartet werden, weil angenommen wird, dass ein Individuum über angeborene Fähigkeiten und Talente verfügt, und einem *growth mindset*, in dem zu beharrlichem Lernen angespornt wird, weil davon ausgegangen wird, dass ein Individuum Verhalten verändern und entwickeln kann. Letztlich zeugen also die mit den Regeln so eng verknüpften Bestrafungssysteme von einem *fixed mindset* der Lehrperson. Das eine Kind wird



“**Sie finden sich damit ab, wenig schulkompatibel zu sein, und verlagern ihren Ehrgeiz auf den Pausenhof oder in ihre Clique.**“



**In der ersten Woche kam die Tochter nach Hause und erzählte: «Wäisch, de Hans, de leerts jetzt ebe.»**

als brav eingeschätzt, das andere als schwierig. Fehlverhalten wird bestraft und damit – ähnlich dem Ablasssystem – abgegolten. Lehrpersonen mit einem *growth mindset* stellen fest, dass ein Kind ein Verhalten noch nicht (in ausreichendem Masse) zeigen kann. Sie überlegen sich einen Weg, wie es das Gewünschte lernen kann.

Das Kind, das ungeduldig reinruft, wird mit einem Zeichen daran erinnert, erst die Hand zu heben. Ein anderes, das oft trödelnd, erhält eine Sanduhr und darf jeden zügigen Start auf einer Tabelle vermerken, und das Kind, das unter seiner Bank kaum Ordnung halten kann, erhält einen Unterstützer, der es beim regelmässigen Aufräumen coacht.

Sind gewisse Kinder wiederholt in tätliche Konflikte verwickelt, sucht die Klasse in Gruppen nach guten Lösungen und erhält Zeit, die beste davon in Rollenspielen einzuüben. Und fällt es der ganzen Klasse schwer, leise in den Kreis zu kommen, wird dieser Schritt ohne jeden Vorwurf geübt und Erfolge gebührend wertgeschätzt. Ist die Klasse überfordert, wenn sie sich länger als drei Minuten konzentrieren soll, kann gemeinsam ein geeignetes Training entworfen und jeder Fortschritt grafisch sichtbar gemacht werden. Entscheidend ist, dass die Kinder einsehen, weshalb ein Verhalten Sinn macht und es sich lohnt, den Lernschritt zu tun, sowie die Möglichkeit haben, Strategien auszutauschen, auszuprobieren und zu üben.

Hans hatte diese Möglichkeit. Er hat eingesehen, dass sich das Ziel lohnt, und er erhielt kleinschrittigen Lernsupport von der Kindergärtnerin. Ihre Zuversicht in seine Lernfähigkeit, ihre Freude an seinen kleinen Erfolgen sowie ihre Unterstützung bei Rückfällen halfen ihm, sich in die Gruppe zu integrieren und es zu lernen.

Strafsysteme beeinträchtigen nicht nur das Unterrichtsklima, sie festigen bei allen Beteiligten auch fixe Überzeugungen, Zuschreibungen und die Zuordnung zu Verhaltens-typen. Und genau dieses *fixed mindset* behindert oder blockiert das Lernen.

Natürlich können Regeln ihre Berechtigung haben. Voraussetzung dafür ist, dass das vereinbarte Verhalten von allen entweder grundsätzlich mühelos gezeigt werden kann oder systematisch geübt wird. Wenn die pädagogische Fachperson die Kinder auch beim Erlernen gewünschter Verhaltensweisen begleitet und dabei deren Vertrauen in ihre Lern- und Entwicklungsfähigkeit stärkt, bieten Regeln eine wichtige Orientierungshilfe.

Theresia Müller ist Dozentin an der Pädagogischen Hochschule Zürich.